



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Notiz.

Sparcassen als Einnahmequelle. Bei den letzten Diskussionen über die Postsparkassenvorlage und in Verbindung damit über diejenigen Einrichtungen unsrer Sparcassen, die einer Verbesserung fähig oder bedürftig sind, ist ein Gesichtspunkt so gut wie unbeachtet geblieben, der gleichwohl von höchster Wichtigkeit sein dürfte: die baaren Erträge, welche viele Gemeinden und sonstige Korporationen aus den von ihnen unterhaltenen Sparcassen beziehen. Nun ist es eine mißliche Sache, gegenwärtig, wo die finanzielle Notlage vieler Gemeinden zu einer der brennendsten Tagesfragen geworden ist, eine Einnahme antasten zu wollen, an welche die Gemeinden seit vielen Jahren gewöhnt sind und welche schon deshalb von vielen Leuten als eine unantastbare angesehen wird, für welche auch sonst vieles zu sprechen scheint, und gegen welche scheinbar nur ein sehr allgemeiner, praktisch so gut wie bedeutungsloser Grund vorgebracht werden kann. Gleichwohl möge es gestattet sein, an dieser Stelle einmal die Sache der Sparer gegen die Sparcassenkorporationen zu führen.

Wer eine Sache begründet und das Risiko dafür trägt, der hat — so wird uns vor allem entgegengehalten werden — auch das Recht, einen Nutzen aus derselben zu ziehen. Nun, das „Recht“ mag feststehen; mit der bloßen Berufung auf ein formelles „Recht“ ist aber doch wohl heutzutage nicht mehr durchzukommen, sondern es muß, zumal wenn es sich um eine öffentliche Körperschaft wie die Gemeinde handelt, der Nachweis der Zweckmäßigkeit und der Billigkeit geführt werden. Nun kann man doch gewiß sagen: Daß die Gemeinden Sparcassen gründeten, das thaten sie in ihrem eignen Interesse, auch ohne daß dabei an eine künftige Einnahmequelle hätte gedacht zu werden brauchen. Jedenfalls nimmt es sich etwas sonderbar aus, sich der gemeinnützigen Gründung einer Sparkasse zu rühmen und in demselben Atem schmunzelnd die Summen zu überzählen, welche diese „gemeinnützige Gründung“ der Stadt schon eingetragen habe. Auf sonderlichen Dank kann eine solche Gemeindeverwaltung doch kaum noch Anspruch erheben. Ebenso wenig will es uns gerechtfertigt scheinen, das „Risiko“ für den aus der Kasse gezogenen Geschäftsgewinn ins Feuer zu führen. Niemand wendet ja etwas dagegen ein, daß die Kasse sich einen Reservefonds sammelt, und wenn Verhältnisse vorliegen, welche eine stärkere als die gewöhnliche Gefährdung in Aussicht stellen, so wird jeder Billigdenkende sich auch noch Superreserven, Spezialreserven u. c. gefallen lassen. Wenn dies in geschäftsmäßiger Weise stattfindet (und man lasse es in einer so vorsichtigen Weise stattfinden, daß das gewöhnliche geschäftsmäßige Verfahren noch übertroffen wird), so können dann noch entstehende, über die vorhandenen Reserven hinausgehende Verluste offenbar nur der Verwaltung selbst zuzuschreiben sein, und es wäre doch überaus wunderlich, auch für solche Vorkommnisse im voraus eine Prämie einzuziehen. Übrigens ist es — soviel uns bekannt — Thatsache, daß der Fall eines von einer Sparkasse erlittenen und durch die Gemeinde u. c. zu deckenden Verlustes in Deutschland noch zum ersten male vorkommen soll.

Aber, sagt man, es kommt ja gar nicht so sehr darauf an, ob die Sparer $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Prozent mehr Zinsen erhalten; ja es ist nicht einmal wünschenswert,

den Zins zu hoch zu stellen, weil sonst allerhand eigentlich nicht in die Sparkasse gehörige Gelder derselben zufließen würden.

Da erscheint es denn nötig, vor allem diese beiden Punkte, die mit Vorliebe untereinander gemengt zu werden pflegen, voneinander zu trennen. Daß etwas mehr oder weniger Zins auf die Sparlust keinen Einfluß übe, wird zwar vielfach behauptet, ist aber ein beklagenswerter Irrtum. Ganz im Gegenteil giebt es nichts, was so anspornend wirkt, wie eine kleine Verbesserung des Zinses; diese Erfahrung ist bis heute noch überall gemacht worden, und wo man sie noch nicht gemacht hat, da versuche man's nur einmal, der Erfolg wird nicht auf sich warten lassen. Es würde auch aller innern Wahrscheinlichkeit widersprechen, wenn es anders wäre. Man nimmt an, daß die Verzinsung als solche den Leuten Freude machen und sie zum Sparen reizen soll, und dann soll es gleichgültig sein, ob sie drei oder vier Prozent bekommen? Gerade die Pfenninge, welche den Spargeldern als Zinsen zugeschrieben werden, rechnet der kleine Mann, der Arbeiter, das Dienstmädchen aufs genaueste nach, und die kleinste Besserung würde mit wahrem Jubel bemerkt werden. Dazu kommt noch etwas. Mit Recht ist von Statistikern und Sozialpolitikern darauf hingewiesen worden, daß ein nicht unbedeutender Grund der steigenden Vermögensungleichheit in den ungleich bessern Zinsen liege, die der Großkapitalist im Vergleich zu dem Kleinkapitalisten bezieht. Zum Teil liegt dies wohl in Verhältnissen, an denen nichts zu ändern ist. Aber muß deswegen auch da, wo es wohl zu ändern wäre, diese verhängnisvolle Ungleichheit fortbauern und fortwirken? Warum nicht wenigstens da, wo es zu machen ist, auch dem kleinen Manne den höchstmöglichen Zins gewähren? — Was aber den zweiten Punkt betrifft, so verliert derselbe schon dadurch den besten Teil seiner Kraft, daß, wie jedermann weiß, auch heute schon die Sparkassen nirgends auf die eigentlichen „Spargelder“ im engsten Wortsinne beschränkt sind. Immer wird es Gelder geben, die man der Sicherheit oder der leichten Erhebbarkeit wegen den Sparkassen übergiebt, obwohl sie eigentlich mehr Kapitalien als Spargelder sind. Daß das umso mehr geschehen wird, je höher der Zins ist, mag richtig sein, aber der Nachteil davon ist nicht einzusehen. Im schlimmsten Falle und soweit von einem wirklichen Mißbrauche die Rede sein kann, ist die Sparkasse ja stets in der Lage, sich gegen einen solchen zu schützen. Man wird doch nicht im Ernste behaupten wollen, eine gutverwaltete, geschäftskundige Sparkasse sei nicht in der Lage, Gelder der einen und der andern Art voneinander zu unterscheiden. Es mag einmal gelingen, durch die Person des Einlegers und ähnliche Mitteln die Verwaltung zu täuschen, aber solche Dinge sind doch von verschwindendem Umfange. Auch giebt es ja mancherlei Maßregeln, durch welche die kleinen, eigentlichen Spargelder darstellenden Beträge begünstigt werden können; manche Sparkassen bewilligen z. B. ihren höhern Zins nur bis zur Summe von hundert Mark. Die kleine Mehrarbeit, die hierdurch der Verwaltung entsteht, ist doch wahrlich nicht der Rede wert. Es ist wahr, wollte man statt zweier drei solche Stufen einführen, und wollte man dann vielleicht noch zahlreiche Filialen begründen, um es den Sparern bequemer zu machen, so würden die Schreibereien und damit die Verwaltungskosten ansehnlich wachsen, aber mit umso größerem Rechte könnte man dann auch den gemeinnützigen Charakter der Anstalt betonen. Freilich wenn die Kosten zu sehr steigen, so kann durch sie auch die Möglichkeit, höhere Zinsen zu gewähren, in Wegfall kommen; in allem muß eben nach Lage der Verhältnisse Maß gehalten werden. Aber in sehr vielen, nach unsrer Ueberzeugung in den meisten Fällen wird sich immerhin etwas zur Verbesserung des Sparzinses thun lassen.

Mag das alles wahr sein — werden nun die Gemeindeverwaltungen halb seufzend, halb zornig sagen —, so können und wollen wir doch auf diesen hübschen, bequemen Einnahmeposten, „der niemand drückt,“ nicht verzichten. Nun, das ist freilich ein Grundsatz, mit dem sich schließlich die ärgsten Mißbräuche rechtfertigen ließen. Es ist einmal da, und es drückt niemand unmittelbar — wie mancherlei, wie zweifelhafte Dinge ließen sich nicht unter diesen Lobspruch subsumiren! Nennen wir die Sache bei ihrem wahren Namen: wäre diese Einnahme nicht da, so müßte man die Gemeindezuschläge erhöhen, oder müßte in diesem oder jenem unbequemen Falle (z. B. einer Pferdebahn oder Gasanstalt gegenüber) rücksichtsloser auftreten, oder müßte um soviel knapper wirtschaften; und das alles sind Dinge, die man, ohne daß eine Spur bösen Willens vorhanden zu sein braucht, lieber vermeidet. Aber nun betrachten wir einmal die Rehrseite. Wenn ostensibel als Zweck der Sparkassen die Hebung des Sparfinnes angegeben wird, so ziehen wir unsrerseits hieraus die Konsequenz, daß den Sparern durch die Kasse möglichst große Vorteile zugewendet werden sollen, und wir möchten dies ohne weiteres so ausdrücken, daß die Sparer gemäß dem Zwecke, für den die Kasse gegründet worden, Anspruch auf den höchsten Zins haben, der ihnen geschäftsmäßigerweise gewährt werden kann. Erhalten sie diesen höchsten Zins nicht, und zwar deshalb nicht, weil die Gemeindekasse die infolge geringeren Zinses entstehenden Ueberschüsse für sich einzieht, so kann dies unsers Erachtens schlechterdings nicht anders ausgedrückt werden als so: die Gemeinde hat eine Einnahme, die aus einer auf die Sparer gelegten Extrasteuer fließt. Nun fragen wir jeden billigdenkenden Menschen, ob es eine irrationellere Steuer geben kann! Alles dreht sich hier um die Frage, ob man zugiebt, daß der höhere Zins eine Zunahme des Sparfinnes und der Sparfreudigkeit zur Folge haben werde. Mit Leuten, die dies nicht zugeben, streiten wir hier nicht. Wer aber diese Einwirkung zugiebt, der muß auch bekennen, daß eine namhafte Steigerung des Sparfinnes nicht nur die Steuerkraft, sondern auch die sittliche Tüchtigkeit alsbald entsprechend steigern würde. Sollte diese Steigerung nicht sehr leicht groß genug werden, um einen momentanen Ausfall von ein paar tausend Mark auszugleichen?

Alles hat sein Maß. Wir verlangen gewiß nicht, daß jeder kleine Ueberschuß, der sich einmal gelegentlich ergibt, zu Experimenten mit der Höhe des Zinses Veranlassung gebe. Wir würden auch dagegen unter Umständen nichts einzuwenden haben, daß gewisse Sparkassenüberschüsse zu irgendeinem Zwecke, von dem sich annehmen läßt, daß er namentlich auch den Sparern zu gute kommen wird, ihre Verwendung finden. Ja wir lassen es im bestimmten Falle auch wohl einmal gelten, daß eine finanziell sehr bedrückte Gemeinde zu den Sparkassenüberschüssen greift, um in einer vorübergehenden Verlegenheit Rat zu schaffen. Dagegen glauben wir verlangen zu dürfen, daß man folgende beiden Dinge zugestehe: 1. Es ist nicht in der Ordnung, wenn die Gemeinden aus den Sparkassenüberschüssen eine ständige, erhebliche Einnahmequelle machen, und 2. es ist schlechterdings unzulässig, von diesen Geldern einen solchen Gebrauch zu machen, daß man, wie es vorgekommen ist, z. B. (wie in Posen) ein Theater baut. Ist das nicht ein Vorgang, dessen man sich schämen sollte, aus den Geldern, welche gerade den bravsten und solidesten Elementen des Arbeiterstandes in Gestalt höherer Sparzinsen hätten zufließen können und sollen, eine Anstalt zu errichten, die andernfalls von den Bessersituirten hätte bezahlt werden müssen, und die wohl gar hauptsächlich zum Amüsement der Bessersituirten dient?

Es ist von den Sparkassenverwaltungen selbst anerkannt worden, daß noch manches geschehen könne, um die Sparkassen zugänglicher, um die ganze Ver-

waltung zweckmäßiger zu gestalten. Sollte man sich nicht endlich auch entschließen, einmal den Grundsatz auszusprechen, daß den Sparern (wenigstens denen, die im engsten, eigentlichsten Sinne des Wortes diese Bezeichnung verdienen) ein so hoher Zins gezahlt werden sollte, wie es geschäftsmäßig möglich ist?



Literatur.

Apotheker Heinrich. Von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich.

Dieser Roman macht ganz den Eindruck, als wäre er auf Bestellung eines der zahlreichen Familienjournale geschrieben worden, oder wenigstens in bewußter Absicht für ein solches. Denn es ist ganz merkwürdig, in was für eine ängstlich eingeschränkte Welt Heiberg den Leser dieses „Apothekers Heinrich“ einführt; jede auch noch so ferne Anspielung auf die religiösen, sozialen oder politischen Kämpfe, welche die Gegenwart leidenschaftlich bewegen, ist mit auffallender Behutsamkeit gemieden. Als hätte der Autor Schenkklappen vor den Augen, beschränkt er sich auf die Schilderung der jämmerlich dumpfen Atmosphäre einer Kleinstadt, die sich weder durch eine interessante Vergangenheit noch durch eine bedeutende Gegenwart auszeichnet; die schalste Alltäglichkeit, wie sie in hundert und aber hundert Leihbibliotheksbänden schon geschildert worden ist, die trivialsten häuslichen und geschäftlichen Sorgen der Kleinbürger werden mit breitem Behagen geschildert, was durch den Ernst, der es begleitet, geradezu komisch wirkt. Heiberg hat vielleicht selbst empfunden, daß ein solcher Stoff bloß in humoristischer Weise behandelt werden dürfte: der Dichter mußte mit seinem eignen Reichtum eine Welt adeln, die für sich selbst so kümmerlich und armselig ist. Auf den ersten paar Seiten des Buches hat es auch den Anschein, als wollte Heiberg einen humoristischen Roman liefern; doch allzubald ist ihm der Humor ausgegangen, er selbst ist von dem schweren gemeinen Bleigewicht seiner Geschichte in die Tiefe gezogen worden, und was folgt, ist die reine Wassersuppe. Denn auch seine Kunst der Menschen-darstellung ist sehr gering, seine Erfindungsgabe noch geringer. Kein Zweifel, daß die Konkurrenten auf diesem Gebiete literarischer Tagesarbeit, die Marlitt und Werner, diesen männlichen Autor weit übertreffen. Und wie erst steigt, damit verglichen, eine Erzählung etwa wie „Villa Schönow“ von Wilhelm Raabe im dichterischen Werte! Auch hier die Schilderung kleinstädtischen Treibens: aber welche Größe des geistigen Horizontes, welche Fülle des gemütvollsten poetischen Inhaltes, welche Kunst in der Charakteristik! Daß so langweilige, jämmerliche Produkte wie der „Apotheker Heinrich“ von einer kameradschaftlichen Kritik ausführlich besprochen und gepriesen werden, daß an ihnen just das, was fehlt, der Humor hervorgehoben wird, ist nur heutzutage möglich, wo die Kritik so feil, gewissenlos und unwissend geworden ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.